

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Treue Liebe

[urn:nbn:de:bsz:31-339244](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339244)

Unterwegs erzählte der alte Krieger dem ganz arglos scheinenden jungen Nachbar von der Tabaknoth, in welcher er sich zu seinem größten Leidwesen befunden, und daß er im ganzen Städtchen nichts habe aufdreschen können. Und als nun der Baron vor seiner Familie Landhaus absteigen wollte, und dem Vater seiner geliebten Rosine einen Theil der ihm zu Gebote stehenden Cigarren anbot, bis er seine Vorräthe wieder erneuert, sagte dieser: „Wie wär's, lieber Baron, wenn Sie gleich jetzt mit mir heimführen? Wir könnten dann unsern Austausch besser bei einem Glase Wein besprechen. Zudem weiß ich, daß mein bescheidenes Haus etwas enthält, worüber Sie schon vor einigen Wochen Rücksprache mit mir zu nehmen wünschten, wovon ich alter Drummbar damals aber nichts hören wollte. Machen Sie mir jetzt die Freude und kommen Sie mit; wir wollen die Angelegenheiten lieber gleich in's Reine bringen.“

Groß war das Ersäunen der Obristin und ihrer Töchter, als sie den seltenen, ganz unerwarteten Gast mit dem Vater eintreten sahen, und ein heller Strahl der Freude fiel in Rosinens eben noch so bekümmertes Herz, das im Stillen, wie wir schon wissen, dem jungen und liebenswürdigen Nachbar angehörte.

Alles ging nach Wunsch. Die Hochzeit des glücklichen Brautpaars wurde verabredet und vollzogen, allein der Obrist erfuhr niemals durch welche Kriegeliste seine Festung zur Uebergabe gezwungen worden. Der Baron und Franz bewahrten treulich das große Geheimniß selbender, denn in die weibliche Verschwiegenheit setzten sie kein allzu festes Vertrauen.

Treue Liebe.

(Mit einer Abbildung.)

In einem großen und freundlichen Dorfe des mittleren Elsaßes — der Name thut nichts zur Sache — lebte, vor etlichen fünfzig oder sechzig Jahren, der Adam Lienhardt. Er war nicht gebürtig aus dem Dorfe, das früher den Grafen von Hanau zugehörte, sondern war vom Rhein hergekommen, hatte zuerst mit Fleiß und Treue und Umsicht als Ackerknecht gedient, und sich dann später mit einer braven und hübschen Frau zugleich ein hübsches Bauerngütchen erheirathet, und dieses, treu und fleißig und umsichtig wie er immer gewesen, bedeutend vermehrt, also daß er zwar nicht für einen reichen, aber doch für einen wohlhabenden Mann galt. Zur Zeit,

in welche unsre Erzählung hier fällt, war Lienhardt bereits seit einigen Jahren Wittwer; seine liebe Hausfrau hatte er auf dem heimlichen, stillen Friedhof gebetet, der, nach alter Sitte, die Kirche des Dorfes umschloß.

Lienhardt's Weib hatte ihm nur eine einzige Tochter zurückgelassen, die in jeder Weise des alternden Mannes Freude hätte sein können, wäre nur Eines nicht gewesen.

Gretchen war schön, und galt für eines der schönsten Mädchen der ganzen Umgegend. Selbst die Stadtmädchen von Buchsweiler und Ingweiler, welche des alten Lienhardt's Tochter beiweilen auf dem Wochenmarkt sahen, oder an den alljährlichen Nesttagen beim Tanze, beneideten den schlanken Wuchs der Bauernbirne und ihr frisches, liebliches Gesicht. Auch die Bürger und Herren, die eine Kirrnes in der Umgegend nicht leicht versäumten, schauten nach ihr, und forderten sie gerne zum Tanze, was den Burschen im Dorfe, und besonders einem unter ihnen, immer ein Dorn im Auge war. Indes galt es keine Gefahr. Gretchen war nicht stolzen Sinnes, und die Stadtherren mochten noch so schön reden, deutsch oder halbwelsch, das focht sie Alles nicht an. Sie hatte zwei Ohren, um die glatten Schmeichelreden zu dem einen hinein, zum andern wieder hinaus gehen zu lassen. Sie hörte nur gern auf den Einen, von welchem vorhin gesagt ward, daß ihm die Andern, zumal die Dorffremden, ein Dorn im Auge waren. In Gretchens Herzen klang es immer und immer: Es g'fällt mir halt nur Einer!

Das aber war es eben, was ihrem Vater seine Freude vergällte. Er hatte die Tochter lieb, wie seinen Augapfel; sie war sein Stolz und sein höchstes Gut auf Erden. Die Bauern sagten: „Der Lienhardt will hoch hinaus mit seinem Kinde,“ und hatten nicht Unrecht. Er hätte gern gesehen, daß sein schönes Gretchen entweder einen Stadtherrn, oder wenigstens einen feinstreichen Bauernsohn zum Manne bekommen hätte. Darum auch war es ihm so recht von Herzensgrund zuwider, daß des Dorfschreiners Philipp der Dirne zu Gefallen ging, und daß diese wirklich Gefallen fand an dem Burschen.

Philipp war aber auch darnach, Frisch, kräftig, immer munter und guter Dinge, dabei brav und sitzsam und ehrenfest, mußten ihn Alle lieben, die ihn kannten. Einzelne nur waren ihm nicht sonderlich hold und gewogen, eben weil Lienhardt's Gretchen ihm den Vorzug vor ihnen gab, wiewohl ihre Väter mehr harte Thaler in der Truhe hatten, als Philipp baare Groschen



Etreue Liebe.

aufweisen konnte. Der alte Lienhardt selbst haßte ihn gründlich, da er ihm all seine hochfahrenden Pläne durchkreuzte. Denn Gretchen wollte durchaus nichts von den Freiern wissen, wie viele derselben auch bei ihr und dem Vater anklopfen. Und als der arme, bescheidene Philipp sich das Herz nahm, bei Lienhardt um die Tochter anzufragen, da wurde er barsch und höhnisch abgewiesen von dem ehrfurchtigen Alten, und Gretchen erhielt das scharfe und strenge Verbot, den armen Schreiner sich gänzlich aus dem Sinne zu schlagen, und nicht den entferntesten Umgang mit ihm zu pflegen. Doch, was konnte diese dafür, wenn ihr Philipp zuweilen auf dem Wege begegnete und sie freundlich und herzlich ansprach? Wie konnte sie's ändern, wenn er draußen auf dem Felde zufällig am Acker vorüber ging, auf dem sie arbeitete, und dann einige Worte mit ihr redete? — Andern? o nein, das konnte und wollte sie ja nicht; und je härter und strenger der Vater wurde, desto erkunderischer bewährte sich die Liebe. Die Weiden wußten sich zu begegnen, und wenn man einander gut und theuer ist, so braucht es sich nur eines Blickes, nur einiger Worte, um Frost und frische, frohe Hoffnung zu gewinnen.

Adam Lienhardt wurde wirklich nach und nach recht hart gegen sein einziges Kind, weil es ihm gar nicht zu Willen sein wollte. Und als alles Zureden nichts fruchtete, da sprach er von Zwang. Gretchen schwieg und weinte. Und doch konnte der Vater selbst diesen Thränen nicht mehr nachgeben; er war ja schon heimlicher Weise zu weit gegangen, und hatte seiner Tochter Hand bereits förmlich einem Manne zugesagt, mit dem er sich tief eingelassen.

In dem nächstgelegenen Hauptort des Kantons hatte sich nemlich ein junger Mensch niedergelassen, und ein Handelsgeschäft errichtet, das er, wie er prahlend sich ausdrückte, mit großem Schwung und Aufsehen betreiben wollte, um den bedächtigen, philistermäßigen Kleinstädtern zu zeigen, wie man das Ding anfangen müsse. Es war, was man heißt, ein gebildeter Mann, der einige Jahre zu Paris sich herumgethan und nach der neuesten Mode sich kleidete. Wir wollen ihn Monsieur Louis nennen. Der warf seine Augen um her auf die Töchter des Landes, und wog sie ab, oder vielmehr ihr Vermögen, um zu erkunden, ob vielleicht eine in sein Geschäft taugte und demselben durch ihre blanken Thaler noch größeren Schwung verleihen konnte. Die Väter und Mütter des Kantonorts schüttelten die Köpfe, meinten, er sei ein Schwind-

ler und Prachhans, und behielten ihre Töchter und ihr Geld für bessere Gelegenheiten. Da hörte Monsieur Louis von Lienhardt's Gretchen sprechen. Er sah sie gelegentlich, und daß sie ihm gefiel, war allerdings kein Wunder, zumal da sie die einzige Tochter eines wohlhabigen Mannes war. Geschickt und pfiffig wußte er den Alten zu umgarnen, machte seine Brautwerbung und wurde günstig von ihm angehört. Solch einen vornehmen Herrn aus der Stadt hatte er sich ja längst schon als Eidam gewünscht.

Lienhardt sprach mit seiner Tochter davon, allein diese sah still vor sich nieder, und sagte bloß: „Ich mag keine Madam werden.“ Der Alte ward ärgerlich, setzte seinen zähen Kopf auf, und meinte, er müsse Gretchen durchaus zu ihrem Glücke zwingen. Da sie stille blieb, und aus Liebe zu Frieden dem jezt in's Haus kommenden Kaufmann bisweilen Red' und Antwort gab, so betrachtete der Vater nachgerade die Sache für abgemacht. Er hörte gern, wenn sein künftiger Schwiegersohn von seinen glänzenden Geschäften sprach, und wie er seinen Handel immer noch mehr ausdehnen wollte.

Schon fing der, wie mit Blindheit geschlagene Lienhardt an, mit seinem baaren Gelde sich bei Monsieur Louis Geschäft zu betheiligen, und wurde von Tag zu Tag sicherer, je mehr ihm der Schemel vorrechnete, wie reichliche Zinsen die Gelder eintragen müßten. Er leistete Bürgschaft für bedeutende Summen, besonders als Monsieur Louis ein hübsches Anwesen kaufte, und einen Neubau nach seinem gebildeten Geschmack aufführte. Mit einem Wort, er war blind verrückt in seiner Tochter bevorstehendes Glück, und träumte schon davon, wie er künftig selbst in dem schönen, neumodischen Hause in Ruhe und Frieden leben werde bei seinen Kindern und Enkeln.

So weit war die ganze Rechnung gemacht, damit sie aber richtig sei, fehlte bloß noch eine Kleinigkeit: Gretchens bestimmtes Jawort. Dieses jedoch wollte das arme, verhandelte Mädchen nicht geben. Wenn der Vater von der Heirath sprach, so fing sie an zu weinen. Dieser erzürmte darob, und da er natürlich alle Schuld auf Schreiners Philipp schob, so ward er dem braven Jüngling immer mehr feind, und legte seinen Haß gegen ihn bei jeder Gelegenheit offen an den Tag. Er hütete und bewachte Gretchen mit argwöhnischen Blicken; sogar den Kirchgang gab er nicht mehr zu, wenn er nicht dabei sein konnte. Aller Frieden entwich dem sonst so glücklichen Hause, und die arme Jungfrau hatte viele trübe Tage, und durchweinte manche lange Nacht.

Ach, warum verbittern doch die Menschen so oft sich selbst das Leben!

Jetzt kam der alljährliche Meßti des Dorfes heran. Schon lange war Gretchen nicht mehr zum Tanze gegangen; auch diesmal wollte sie nicht hin, aber Monsieur Louis war zum ländlichen Fest eigens aus der Stadt gekommen, und auf Befehl des Vaters mußte sie mit auf den Tanzboden im Wirthshaus zur Sonne. Was ihr diesen Gang etwas erträglich machte, das war der Gedanke, vielleicht ihren Philipp zu sehen, mit ihm tanzen und traulich kosen zu können. Dieses Glück war ihr schon höchst lange nicht mehr zu Theil geworden!

Und richtig, Philipp war da; doch sein Gesicht war bleich, sein Blick finster. Dort, nahe bei der Thür, stand er an die Wand gelehnt, und schien keine Lust zum Tanzen zu haben. Er blickte starr nach seinem lieben Gretchen hinüber, und da er sie mit dem gepuzten Louis walzen sah, schwoll ihm das blutende Herz und drohete zu zerpringen. Wirre Gedanken durchkreuzten sein Gehirn, und er bemerkte nicht, wie das Mädchen zuweilen einen wahrhaft stehenden Blick nach ihm herübersandte. Er hatte sie einst gefragt, ob sie sich nicht entschließen könne, sein Weib zu werden auch gegen des Vaters Willen; er wolle von Herzen gern warten, bis sie volljährig, und daher selbstständig sei. Und Gretchens Antwort hatte damals gelauter: »Philipp, ich bleibe dir treu, aber das verlange nicht von mir. Du weißt es, so gut wie ich, der Segen des Vaters bauet den Kindern Häuser, aber sein Fluch kann sie auch wieder niederreißen. Ich kann nicht, mit des Vaters Fluch beladen, unter dein Dach einziehen, aber ich heirathe auch keinen Andern, das verspreche ich dir auf's Heiligste!«

So schien dem armen Philipp jetzt die Sache nicht mehr zu stehen. Er glaubte, der Gehorsam gegen den Vater habe den Sieg über Gretchens Liebe davongetragen. Er sah sie ja tanzen mit dem ihr vom Vater bestimmten Bräutigam; er ahnete nicht, daß sie nur seinetwillen zum Tanze gekommen; er verstand nicht ihre bittenden, sogar einladenden Blicke; er forderte sie nicht zum Tanz auf, und suchte keine Gelegenheit, sich ihr zu nähern, mit ihr zu sprechen.

Mißverständnisse haben schon manches feste Band zerrissen. Mit diesem Bande riß Philipps Herz entzwei, aber das seine nicht allein. Auch Gretchens Herz empfand eine tiefe, tiefe Wunde!

Der junge Schreiner trank rasch seinen Wein, und trank mehr als er sonst gewöhnt war, dann stürzte er fort, den Tod im Herzen. Und am

Montag Morgen wanderte der Gefelle, mit dem kleinen Felleisen auf dem Rücken, zum Dorfe hinaus. Niemand sah ihn, als sein Vater und seine Mutter, die bittere Thränen weinten bei dem so schnellen Scheiden des wackeren, lieben Sohnes! —

Veinahe drei Jahre waren seitdem verflossen, und in dem Dorfe wohnte kein Adam Lienhardt mehr. Er wohnte aber auch nicht in der Stadt in dem neugebauten Hause, weder er, noch seine Tochter. Monsieur Louis war wirklich ein Schwindler gewesen, für was ihn Jedermann, der ehrfurchtige Lienhardt ausgenommen, gehalten; sein neumodisches Haus war in ganz fremden Händen, und er spurlos verschwunden; die von seinem künftigen Schwiegervater vorgeschossenen und verbürgten Geldsummen waren verloren, und dieser sank vom wohlhabenden Bauer zum armen Manne herab.

Schwer zu tragen ist der wohlverdiente Spott, der denjenigen trifft, bei welchem der Hochmuth vor dem Fall gekommen. Lienhardt hatte ihn nicht zu tragen vermocht, und war fortgezogen mit dem kleinen Restchen seines früheren Vermögens. Trauernd um den Vater, aber für sich im Herzen froh, hatte Gretchen ihn begleitet. Ihr war diese Armuth tausendmal lieber als der Reichtum, wenn sie dem verachteten und verhassten Kaufmann hätte folgen müssen. Freilich war ihre Freiheit um einen schweren Preis erkauf, um den der bitteren Armuth; und doch hatte sie leider das Glück ihrer Jugendliebe nicht mit in den Kauf bekommen, denn von Philipp kam schon längst keine Kunde mehr in die Heimath.

Lienhardt hatte sich in die Umgegend von Lauterburg, an den Rheinstrom, zurückgezogen, an dessen Ufer er geboren war, und verdiente nun sein täglich Brod als Fährmann. Gretchen unterstützte ihn treulich in seiner harten und gefahrvollen Arbeit, und wußte sich die Gewogenheit und die Achtung hüben und drüben des Grenzstromes zu gewinnen. Schön war sie immer noch, aber still und traurig. Dem Vater schnitt das gar oft in's Herz, denn er mußte sich anklagen, daß er allein an allem Unglück schuld war; aber die gute Tochter ließ ihn selten merken, wie es ihr um's Herz war; ihm gegenüber suchte sie freundlich zu sein und zufrieden, und ermüdete nimmer in liebevoller Aufmerksamkeit. Doch wenn sie sich allein wußte, da wurden die milden, blauen Augen gewöhnlich trübe, und große schwere Thränen fielen in die Fluthen des Rheins, wenn sie still sinnend am Ufer saß oder sich über ihren Fährkahn neigte, um den Wellen nachzusehen,

die so unaufhaltsam dahineilten, wie die schönen Tage ihrer Kindheit und Jugend und die hellen, sonnigen Stunden ihrer ersten und einzigen Liebe.

So finden wir sie eines Abends einsam am Ufer des Rheins, unfern dem Häuschen, das sie mit ihrem Vater bewohnte, und das wenigstens eine Viertelstunde von dem nächsten Dorf entfernt lag. Die Föhren und Rähne schaukelten schon an ihren Ketten, und der Vater war weggegangen, um einen Auftrag im Dorfe zu besorgen. Sinnend saß Gretchen da, gedachte liebend ihres Philipps, und fühlte sich gar weich und wehmüthig gestimmt in dieser milden, feierlichen Abendstunde.

Da klang es plötzlich vom jenseitigen Ufer an ihr Ohr: „Hol' über!“ Gretchen fuhr aus ihrem Sinnen auf und lauschte. Abermals tönte es vernehmlich durch die Abendluft: „Hol' über!“

„Gewiß noch ein verspäteter Wandersmann,“ sprach das Mädchen für sich; „was soll ich thun? Der Vater ist nicht zugegen, und die Zeit des Ueberfahrens eigentlich vorüber.“

Sie hatte sich aufgerichtet, und stand nun unschlüssig am Ufer. Da kam ein Mann eilig herangeschritten. „Auch noch einer, der hinüber will,“ dachte sie, und berechnete schon, daß es so übel nicht wäre, wenn der heutige, kärglich ausgefallene Verdienst noch einen Zuschuß erlangen könnte. Aber ihr Vater war ja nicht da. Der Mann war indessen herangekommen, und fragte: „Mamsell, will Sie mich noch überfahren? Ich habe mich verspätet, und muß durchaus noch hinüber. Sie darf auf guten Lohn rechnen!“

Gretchen, kurz vorher noch unschlüssig, häckelte schon an der Kette des einen Rahn's und sagte: „Ich bin allein, Herr; wenn Ihr aber ein bißchen helfen wollet, so sollt Ihr schon noch hinüber kommen; das Wasser ist ja ruhig und die Nacht ziemlich heiter.“

„Recht gern,“ entgegnete der Fremde, und betrat schon den Nachen mit den Worten: „Zeige Sie mir nur, wie ich mich bei'm Rudern zu behemmen habe.“

Die kundige Fergin hatte das schwankende Fahrzeug vollends vom Pflöcke losgebunden, und steuerte nun mit der Ruderstange stromaufwärts am Ufer, um nicht allzuweit abwärts getrieben zu werden bei der Ueberfahrt und die rechte Landungsstelle zu verfehlen. Hierauf zeigte sie dem Fremden, wie er ihr behülfslich sein könne, wenn er die beiden Riegen taktrecht bewege, während sie mit dem kleinen Ruder den Lauf des Nachens richte. Aber es ward ihr fast unheimlich dabei, denn der fremde Wandersmann

sah, wie man's nennt, angetrunken zu sein. Indes ging die Fahrt ziemlich gut von Statten; der Rahn zog in den mondbeglänzten Fluthen seine weithin schimmernde Furche, und der am badischen Ufer Harrende mußte längst die Heranfahrenden bemerkt haben in der hellen Mondnacht.

Plötzlich ließ der Fremde die Ruder sinken und stand auf.

„Lasset jetzt nicht nach!“ rief warnend die Jungfrau, „sonst treiben wir zu weit abwärts!“ Jener aber trat näher vor sie, und fragte: „Gretchen, kennst du mich noch nicht?“

Die Fergin erbebte bei dem jetzigen Klang seiner Stimme. Sie sah in das bärtige Gesicht des Mannes, seitlich vom Monde beleuchtet, und antwortete: „Wie sollt' ich Euch kennen? ich hab' Euch nie gesehen.“

„Nie?“ fragte der Fremde gedehnt, und die Frage klang wie Hohn. „Gretchen, du irrst! Kennst du deinen Bräutigam nicht mehr?“

Fast wäre der rüstigen Jungfrau vor Schreck das Ruder entglitten. Jetzt wußte sie wohl, wem die plötzlich bekannt klingende Stimme angehörte. Monsieur Louis war es, der sie und ihren Vater in's Unglück gestürzt.

Sonderbar! dem Einen lähmt die Angst den Arm, dem Andern stählt sie ihn. Gretchen ließ das Ruder nicht sinken, sie arbeitete wie verzweifelt, um dem badischen Ufer näher zu kommen. Dort wußte sie ja einen Menschen, der ihr Beistand leisten könnte, während ihr Begleiter von einem solchen nichts ahnete.

„Gretchen,“ begann dieser wieder, „du bist meine Braut, und ich habe dich aufgesucht. Wir stehen einander gleich. Aber ich habe geheime Verbindungen und kann immer noch ein reicher Mann werden und dein Glück machen. Folge mir nach Deutschland!“

„Weg!“ rief die Fergin mit lauter Stimme, und hob drohend, das Ruder gegen ihn empor, als er noch näher herantreten wollte.

„Sperr dich nicht, Gretchen!“ höhnte der Elende. „Du bist in meiner Gewalt. Ein Pfiff, und meine Helfer sind zur Hand. Du lebst schon lange genug am Rhein, um die Schmuggler zu kennen.“

„Nütze mich nicht an!“ drohte Gretchen, und flüchtete sich auf die äußerste Spitze des Nachens, der ruhig abwärts trieb. „Lieber tod, als Dein!“

Wirklich war es in diesem Augenblick nichts als Todesmuth. Die arme Jungfrau mußte sich ja verrathen glauben und verkauft. Daß jener

Ruf: „Hol über!“ eine abgekartete Sache sei, konnte sie nicht mehr bezweifeln, wußte sie doch jetzt, daß ihr Verfolger mit den Schmugglern im Bunde stand. Und als dieser immer näher kam, als er sie gar am Kleid erfaßte, ließ sie das Rudern auf ihn niederfallen, der Kahn schwankte, ein lauter Schrei tönte durch die Stille der Nacht über die mondbehlänzte Fläche des Rheines hin, und über zwei Menschen zugleich schlugen des Stromes Wellen zusammen! —

Der alte Lienhardt war mittlerweile heimgekehrt, und hatte seine Tochter nicht in dem Häuschen gefunden, darum ging er an das Ufer, wo sie, wie er wußte, manchmal am späten Abend noch, sinnend und gedankenvoll verweilte. Er sah mit Befremden, daß einer der Rähne fehlte, und nun spähere sein Auge scharf über den mondbehläuteten Strom hinüber, und sein Ohr lauschte gespannt nach Ruderschlägen.

„Gretchen wird doch nicht in der Nacht allein hinübergesegelt sein?“ sprach der besorgte Mann halb laut vor sich hin. Horch! da tönte durch die nächtliche Stille gellend ein Schrei herüber. Des alten Fährmann's Haare sträubten sich, denn das war Gretchen's Stimme gewesen!

Pfeilschnell war ein Nachen losgekettet, und wie vom Sturm gejagt schoß er über die Fluth. Keuchend arbeitete Lienhardt, und das leichte Dreibord flog dahin, gleich einer Feder vom Winde getrieben. Nicht die Hälfte der sonstigen Zeit brauchte der bekümmerte Ferge zu Uebersahrt.

„Gretchen! liebes Gretchen!“ rief er mehrmals laut in großer Angst, aber bloß der Wiederhall gab Antwort vom buschbewachsenen Ufer.

Jetzt stieß das kleine Fahrzeug knitternd auf den Rieksand; er war auf der badischen Seite. Aber Niemand war zu sehen, keine menschliche Stimme zu hören. Athemlos rannte Lienhardt längs des Ufers hinab, bis an die Stelle, woselbst es sich in den Strom hineinreckt und eine kleine Bucht bildet. Dort sah er im Mondschein ein seltsames Schauspiel. Auf dem Grase des Uferlandes lag seine Tochter leblos, mit triefendem Haar und Gewand, und ein Mann, ebenfalls ganz durchnäßt, kniete neben dem Leichnam und schaute starr auf das bleiche, vom Lichte des Mondes verklärte Angesicht. Mit dem Schmerzensruf: „Gretchen! mein liebes Kind!“ stürzte Lienhardt neben der Leblosen nieder, umfaßte sie mit beiden Armen, und rief immer wieder in herzzerreißendem Tone: Gretchen! liebe Tochter! wach! auf! wach auf!“ — Der Fremde war etwas bei Seite getreten, und jetzt erst fragte Lienhardt: „Was ist geschehen?“

„Ich habe sie aus dem Wasser gezogen,“ klang die dumpfe, traurige Antwort. „Der mit ihr herüber fuhr, ist verloren. Eiler, bringt sie nach Hause, vielleicht... bei Gott ist kein Ding unmöglich!“

Der fremde Mann hatte noch nicht ausgedet, als Lienhardt schon mit der triefenden Leiche dem Schiffe zueilte. Jener folgte, und als der Alte bereits vom Ufer stoßen wollte, rief er: „Halt! ich muß mit hinüber; auf meinen Ruf ist der Nachen herüber gekommen!“ Er warf ein wohlbepacktes Felleisen in das Schiff, sprang hinein, und Lienhardt stieß ab. Der Fremde schnallte hurtig den zusammen gerollten Rock vom Felleisen, schob es unter den Kopf der leblosen Jungfrau, deckte sie mit seinem Rocke zu, und sagte: Laßt mich auch rudern, damit wir desto schneller hinüber gelangen.“

Mit der größten Kraftanstrengung arbeiteten beide Männer, und flogen über den Rhein dahin, als jage sie der Tod. Kein Wort konnte gesprochen werden, und das Uechzen der Riegen und die gleichmäßigen Ruderschläge durchdrönten allein die Stille der Nacht. So schnell war noch kein Fahrzeug über den Rhein geglitten.

Das entseelte Mädchen wurde rasch in die ärmliche Wohnung gebracht. Hier erst wollte der unglückliche Vater dem Fremden danken, dieser aber entgegnete kurz: „Laßt's gut sein; ich bleibe noch; ich muß sehen, ob sie nicht mehr zum Leben kommt!“

Als gleich darauf Lienhardt mit einem angezündeten Licht aus der Küche hereintrat, sah er, wie der Fremde sich über den Leichnam beugte und einen Kuß auf die bleiche Stirn drückte. Das wollte dem Alten seltsam bedünken, aber es war jetzt keine Zeit, nachzugrübeln oder zu fragen, und beständig kehrte der junge Mann sein Gesicht vom Lichtganz ab, ging jedoch dem Vater hülfreich an die Hand, als dieser, klagend und weinend, sich bemühte, Gretchen wieder in's Leben zurückzurufen. Der Fremde stand zu Häupten des Bettes, hatte seinen Arm unter den Kopf der Ertrunkenen gelegt, und rieb eifrig mit der Rechten ihre Schläfe.

Auf diese liebevollen Bemühungen alle, erfolgte plötzlich ein tiefer, tiefer Athemzug. Der Vater jubelte laut auf; der Fremde sagte nur still, mit einem Blick nach Oben: „Gott sei Dank!“ und setzte seine Belebungsversuche fort. Jetzt schlug Gretchen die Augen auf, und mit dem schwachen Ausrufe: „Philipp!“ schloß sie dieselben wieder.

„Philipp? Mein Gott und Heiland! Philipp,

